

Teil 6

Von Kathmandu nach Mongla

(Dezember 1994 bis Anfang Januar 1995)

Schrecklich früh am nächsten Morgen erklettern wir den Bus, der uns zum Royal Chitwan-Nationalpark bringen soll. Dieser Park liegt ungefähr auf halbem Weg bis zu unserem Grenzübergang und wimmelt vor Tigern, Nashörnern, Krokodilen und so. Wir wollen da noch etwa zwei Nächte lang bleiben, bevor wir endgültig nach Indien weiterfahren.

Im Bus bietet sich uns ein schier unglaublicher Anblick. Wir sitzen vorne, die Sitze sind breit und bequem und der Bus ist nicht überfüllt. Eine gänzlich neue Erfahrung. Außerdem fährt der Fahrer halbwegs vernünftig und es ist auch noch eine Frühstückspause eingeplant. Fröhlich ziehe ich mit einem Immodium die Durchfallbremse und genieße die herrliche Landschaft. Früher als geplant erreichen wir den kleinen Ort in der Nähe des Parks, wo uns der Agent des Tiger Wildlife Camps mit dem Jeep abholt. Mit uns zusammen ist noch ein Paar aus Israel angekommen, das zunächst ganz nett zu sein scheint, sich später allerdings als Landplage ersten Ranges entpuppt. Nach einer halben Stunde Fahrt durch Tümpel und Schlaglöcher kommen wir im Camp an. Es besteht aus ein paar kleinen Häuschen am Rande eines Dorfes, das nur wenige Minuten Fußmarsch von dem Fluss entfernt liegt, der die Grenze des eigentlichen Parks bildet. Die Belegschaft des Camps, die aus acht meist jüngeren Männern besteht, heißt uns herzlich willkommen und schreckt auch vor etwas Konversation nicht zurück. Dass die Tiger, die die größte Attraktion des Parks darstellen, sich eher selten zeigen, wissen wir schon. Jetzt erfahren wir die nüchternen Zahlen. Einer hat in sieben Jahren drei Tiger gesehen, einer in fünf Jahren zwei. Leoparden und Schwarzbären nur unwesentlich öfter. Aber Nashörner und Krokodile werden uns fest versprochen.

Nach einer leckeren Mahlzeit (im Preis inbegriffen und alles vegetarisch!) beginnen wir mit dem Programm unserer kleinen Pauschalreise. Als erstes gehen wir ins Museum, während unser Betreuer die Genehmigungen klar machen will (die für das Betreten des Parks notwendig sind). Das Museum ist sehr klein, aber recht nett und informativ, so dass unsere Befürchtungen, der Museumsbesuch könnte dazu gedacht sein, das Programm reichhaltiger aussehen zu lassen, zerstreut werden. Anschließend lassen wir uns am Flussufer nieder, um den Sonnenuntergang zu genießen (findet in dieser Jahreszeit recht früh statt). Zusätzlich kriegen wir noch einen kleinen Vorgeschmack auf die wilden Tiere; erstens, weil ich eine zweieinhalb Meter lange Schlangenhaut finde, zweitens, weil wir in größerer Entfernung ein Nashorn den (ziemlich seichten) Fluss überqueren sehen. Auf der anderen Seite läuft es ein bisschen durch die Gegend und versetzt die Einheimischen in Panik. Besonders eine Frau im roten Gewand hat es ihm angetan. Wer sich das Museum aufmerksam betrachtet hat, weiß, dass Nashörner fast blind sind und deshalb vorsichtshalber alles angreifen, was ihnen in die Quere kommt (auch Bäume manchmal) - es könnte ja gefährlich sein. Ein Zusammenprall mit so einem Monstrum (zweieinhalb Tonnen/vierzig Stundenkilometer) ruhig entgegenzusehen, ist weniger ratsam. Besser ist es, auf einen Baum zu klettern oder im Zick-Zack davonzulaufen und dabei überflüssige Kleidung abzuwerfen, um es abzulenken. Die Einheimischen scheinen halbwegs daran gewöhnt zu sein, dass diese Viecher gelegentlich ihre Dörfer unsicher machen.

Nach dem sehr malerischen Sonnenuntergang gehen wir erstmal zurück ins Camp, essen Abendbrot und plaudern ein wenig. Gegen acht oder neun wird der Strom abgestellt (gar keine schlechte Idee bei dem Lärm, den der Generator macht) und es wird zappenduster

in unserer Hütte (geradezu ungewohnt dunkel für uns Stadtmenschen). Da wir am nächsten Morgen sehr früh aufstehen wollen, hauen wir uns bald ins Bett.

Um sechs piept mein Wecker, alles streng nach Programm. Draußen rührt sich gar nichts. Zwanzig Minuten später stecke ich mal den Kopf aus der Hütte. Die beiden Amis, die noch im Camp wohnen, sind auch wach. Sonst ist niemand zu sehen. Gegen sieben gibt's Frühstück. Die beiden Israelis lassen sich betont viel Zeit mit Aufstehen, obwohl unser Betreuer betont hatte, dass wir früh am Morgen am Fluss sein sollten, um noch ein Kanu zu erwischen. Der nächste, der die Prozedur aufhält, ist allerdings er selbst, denn irgendwie hat er Probleme mit dem Bezahlen für unsere Genehmigungen. Während der halben Stunde, die er dafür braucht, strömen die Touri-Grüppchen (von denen es eine ganze Menge gibt) heran und besetzen ein Kanu nach dem anderen. Es klappt dann aber noch gerade und wir lassen uns in so einem ausgehöhlten Baumstamm nieder. Ziemlich wackelige Angelegenheit. Lautlos treibt das Kanu auf dem malerischen Fluss dahin. Etwas störend ist nur das pausenlose Gequatsche der beiden Israelis. Richtig wütend werde ich aber, als sie dann auch noch rauchen und ihre Filter in den Fluss werfen - in einem Naturpark! Auf mein Gemoser reagieren sie erst verständnislos, dann aber etwas kleinlaut.

Überraschenderweise saufen wir nicht ab, sondern kommen einigermaßen trocken ein Stück flussabwärts am anderen Ufer an. Unser Betreuer erinnert uns nochmal an die Nashorn-Weglaufregeln und ermahnt uns, nicht zu sprechen, um die wilden Tiere nicht zu verscheuchen. Diese Ermahnung hat leider keinerlei Wirkung auf die beiden Israelis, die in einem fort in Zimmerlautstärke aufeinander einreden und gelegentlich unseren Betreuer fragen, warum denn keine Tiere zu sehen sind. Der arme Kerl kann einem/einer wirklich leid tun. Während wir so durch den Urwald stapfen, auf einem völlig ausgetretenen Pfad, der mit Turnschuhabdrücken nur so zugepflastert ist, entdeckt er immerhin einen deutlich sichtbaren Tiger-Fußabdruck. Frisch, von letzter Nacht, kriegen wir zu hören. Ich finde das alles schon ziemlich aufregend, während die beiden Störenfriede ihr Erstaunen darüber zum Ausdruck bringen, wie klein der Abdruck sei. Um da mal was klar zu stellen: Wer je die Pfote einer normalen Hauskatze gesehen hat, weiß, dass der Tiger riesig sein muss (immerhin werden die Viecher bis zu vier Meter lang).

Kurz darauf betreten wir eine andere Vegetationszone: das Grasland. Wie wir zuvor erfahren hatten, finden die seltenen Tiger-Sichtungen meist im März statt, wenn das Gras frisch geschnitten ist. Jetzt ist Dezember und es erreicht allemal eine Höhe von drei bis vier Metern. Selbst Nashörner sind da schwer zu finden. Vorerst also müssen wir uns mit ein paar schicken Vögeln und einigen Bäumen voll Rhesusaffen zufriedengeben. Dann aber wird's spannend. Ein Mann, der aus irgendwelchen Gründen auf einem Baum sitzt, hat ein Nashorn entdeckt, wie er uns zuruft. Unser Betreuer bittet uns, mucksmäuschenstill zu sein (welchen Effekt das hat, habe ich ja schon erwähnt), schleicht voran und steigt schließlich selbst auf den Baum. Kurz darauf lässt sich ein lautes Grunzen vernehmen (fast so laut wie das permanente Gesabbel der beiden Landplagen). Klingt ziemlich bedrohlich. Vorsichtig sehen wir uns nach geeigneten Bäumen oder Fluchtwegen um (dabei stellt sich allerdings die Frage, wie jemand auf schmalen Pfaden in vier Meter hohem Gras im Zick-Zack laufen soll) und überlegen schon mal, welche Kleidungsstücke am unwichtigsten sind. Dann kommt allerdings auch schon unser Betreuer zurück und erzählt, dass er das Nashorn habe weglaufen sehen. Wir suchen noch eine Weile lang nach dem Tierchen, geben dann aber auf und gehen langsam zurück. Unterwegs sehen wir noch ein Loch, das angeblich ein Schwarzbär gegraben haben soll (vor meinem geistigen Auge sehe ich ein paar Leute von der Tourismusbehörde mit Spaten durch den Wald ziehen...) und diverse Sorten von

Exkrementen (auf der Schwarzbärenkacke rutsche ich fast aus, während die vom Rhinoceros nicht zu übersehen ist - bis zu zehn Kilo auf einmal).

Der Rückweg über den Fluss gestaltet sich etwas komplizierter als der Hinweg. Es ist nämlich ein ziemlich flaches Gewässer, das nur teilweise schiffbar ist. Also müssen wir so fünfzig Meter waten, bevor wir von einem Kanu aufgesammelt werden. Ziemlich dumme Sache für Leute mit engen Hosen wie zum Beispiel Janni. Aber wir kommen halbwegs rüber und rechtzeitig zum Mittagessen.

Am Nachmittag geht's dann gleich weiter - mit einer Jeepfahrt mitten in den Urwald zur Krokodilzucht. Auf der gemütlichen Fahrt kriegen wir dann tatsächlich was zu sehen. Mehrere Rehe (die Lieblingsbeute der Tiger), diverse schicke Vögel und einen Haufen Krokodile. Das ist wirklich ein lustiger Anblick. Der Fluss, an dem wir ein Stück entlangfahren, hat am Ufer in regelmäßigen Abständen Lichtungen im Gras. In jeder dieser Lichtungen liegt regungslos ein Krokodil auf der Lauer. Sieht aus wie aus Stein gemeißelt (oder hat vielleicht die Tourismusbehörde auch hier wieder...?). Schließlich kamen wir zur Zuchtstation. Krokodile haben in freier Wildbahn nämlich eine ziemlich hohe Säuglings- (und Eier-)sterblichkeit. Hier werden Babys aufgepäppelt und später in die Wildnis entlassen, um die Population zu mehren. Es gibt hier halt Krokodile in verschiedenen Stadien ihres Lebens zu sehen. Nicht vorenthalten möchte ich Euch den Wortlaut der Eintrittskarte: "Gharial Conservation Centre Received with thanks the sum of Rs. 15 [fifteen] as a generous contribution for the conservation of Crocodile in Nepal" (das ist noch gar nichts gegen die Karte aus Bhaktapur: "We thankfully are in receipt of Rs 50 (fifty), a commendable contribution on your part to a lofty cause of preserving historic monuments and developing this ancient town in a systematic way.").

Anschließend gehen wir noch in eine Art Museum. Größte Attraktion dort ist wohl das Nashornbaby, das im Garten herumläuft (es wird hier aufgezogen, weil es von einem Tiger angefallen und verletzt worden war).

Auf dem Rückweg erspähen wir noch zwei wunderschöne Eisvögel, und dann waten wir wieder zurück durch den Fluss. Ziemlich dumme Sache für Leute, die sich nach den Erfahrungen vom Vormittag ausgerechnet Strumpfhosen angezogen haben wie zum Beispiel die weibliche der beiden Landplagen (Hihi!). Danach gibt's wieder was zu futtern und um acht wird der Strom abgeschaltet: Bettzeit.

Wir wollen zusätzlich zum Standardprogramm noch Elefantenreiten machen. Das kostet zwar gut 20 Mark Aufpreis, aber die beiden Amis waren ganz begeistert von ihrem Ritt gewesen (und unser Betreuer hat Nashörner fest versprochen), so dass wir das zwischen Aufstehen und Abfahren noch einschieben, wo wir nun schon mal hier sind. Allerdings haben wir keine nepalesischen Rupien mehr und bitten den Betreuer, einen Traveler-Scheck einzutauschen. Macht er, macht er! Kein Problem! Allerdings erklärt er mir, dass er dazu selbst losziehen muss, um wen zu finden, der das Ding annimmt. Leider könne ich hier in der Wildnis auch nicht den gleichen Kurs erwarten wie in Kathmandu (50 Rupien pro Dollar), sondern nur 48 oder allerbestenfalls 49 Rupien. Etwas grummelnd stimme ich zu, bleibt uns halt nix anderes übrig. Daraufhin zieht er mit meinem 50 Dollar-Scheck los. Als er wiederkommt, teilt er mir mit mitleidigem Blick mit, dass er beim besten Willen nur 48 habe herausholen können. Dabei holt er ein dickes Bündel Geldscheine aus der Tasche und zählt mir 2400 Rupien auf den Tisch. Interessanterweise bleibt dabei genau ein 50 Rupien-Schein übrig, den er beiläufig wieder in die Tasche steckt. Um ein guter Lügner zu werden, muss der Typ noch ein bisschen üben... Wir haben ihn aber eigentlich ganz gern, und er hat

ja auch genug Stress mit unseren beiden Mitreisenden, so dass wir nichts dazu sagen, sondern uns eher amüsieren.

Auf einen Elefanten passen vier Leute nebst Treiber. Der Andrang ist heute groß (mindestens sieben Elefantenladungen), sodass wir etwas warten müssen. Alsdann besteigen wir eine etwa drei Meter hohe Holzkonstruktion (die offiziell stolz als Elephant Boarding Platform bezeichnet wird) und von dort aus unser Reittier. Auf selbigem ist auch eine Art Holzplattform angebracht, mit einem Holzgeländer. In den vier Ecken sitzt jeweils eine Person (deren Sitzposition der von Kleinkindern in Einkaufswagen ähnelt). Eigentlich verrückt: In einem Land, wo der Sicherheitsgurt noch nicht erfunden zu sein scheint, gibt's Elefanten mit Geländer.

Dann schunkeln wir los. Nach fünf Sekunden halten wir an, damit die Umstehenden Fotos von uns machen können. Geht zum Glück recht fix. Ohne weitere Umschweife steuern wir den Fluss an, dessen Überquerung für einen Elefanten kein weiteres Problem darstellt. So ein Tierchen ist nämlich, von oben betrachtet, ganz schön riesig, und Strumpfhosen trägt es auch nicht. Und jetzt haben wir Glück: Vor uns wird wieder eine Fotopause eingelegt, so dass wir uns an die Spitze setzen. Am anderen Ufer sehen wir dadurch weglauende Hirsche (die anderen sehen die nicht) und endlich ausgewachsene Nashörner.

Zu den wenigen Tieren, die keinerlei Respekt vor einem Paar solcher Monstren hat, gehört zweifellos der Elefant. Ganz im Gegenteil, wir kreisen sie ziemlich ein (klick, klick, mich nervt's langsam) und sie ziehen sich vorsichtig zurück. Die einzelnen Elefanten trennen sich jetzt auch und fräsen jeweils einzeln ihre Pfade durch die Wildnis. Die Harmonie zwischen dem Rüssel, der problemlos im Weg liegende Hindernisse beiseite räumt, und den völlig gleichmäßig laufenden Beinen finde ich faszinierend. Obwohl unsere Fortbewegung, vor allem im Wald, natürlich alles andere als lautlos ist, haben die meisten Tiere überhaupt keine Scheu vor uns. Selbst die Hirsche bleiben in 5 Metern Entfernung seelenruhig liegen, so dass wir uns gegenseitig anstarren können. Außer diesen kriegen wir immerhin noch diverse tolle Vögel, darunter einen Papagei und als Krönung 3 Pfauen zu Gesicht. Genialer Ausflug. Nach eineinhalb Stunden oder so haben wir wieder festen Boden unter den Füßen (naja, strenggenommen hört er erst eine halbe Stunde später auf zu schwanken).

Dieser Zustand hält aber auch nicht lange an. Kaum sind wir zurück im Camp, raffen wir eiligst unsere Klamotten zusammen und setzen (bzw. stellen) uns auf den Jeep, der uns zu dem Dorf bringt, wo der Bus abfahren soll, der uns zu der Grenze bringt, die wir überschreiten möchten, um dahin zu kommen, wo wir hinwollen.

Unser Betreuer sagt uns bei Eintreffen des Busses, dass wir zuerst auf dem Dach Platz nehmen sollen, bis sich der Innenraum im nächsten Ort leeren wird. Zu uns gesellen sich noch ein Kanadier, der nach Lumbini will (das ist der Geburtsort des Buddha) und ein Neuseeländer namens Mary ("Wie?" "Mary!" (Fahrtwind, Hintergrundgeräusche, schrecklicher Akzent) "Wie bitte?!" "Mary!" "Also Mary oder was?!" "Ja, Mary!" "Ach so, Murray."). Zusammen mit unseren Rucksäcken und Marys Extragepäck strecken wir uns auf dem Dach aus. Sehr bequem. Sofort entschließen wir uns, die fünfstündige Fahrt ganz dort zuzubringen. Während uns der Wind um die Ohren braust, genießen wir die Geschichten von Leuten, die den Sturz ihres Busses in irgendwelche Schluchten nur deshalb überlebt haben, weil sie rechtzeitig vom Dach gesprungen sind.

Nach vier Stunden ist der Spaß allerdings vorbei, als uns der Fahrer in den Innenraum beordert. Der ist sogar erträglich. Bald darauf treffen wir im Grenzort, dessen Name auf indischer Seite Sonauli zu lauten scheint (auch wenn es Leute gibt, die das vehement abstreiten), ein. Wo genau die Grenze verläuft, ist schwer zu sagen, denn die

Kontrolle läuft eher locker ab, wenn wir mal davon absehen, dass ich als mein Geburtsjahr versehentlich 1994 angebe und Jannis Name sorgfältig, aber erfolglos im Register der Terrorist(inn)en und unerwünschten Personen nachgeschlagen wird. Anschließend fahren wir zu einem der wenigen Hotels am Platze, wo wir uns mit Mary zusammen in ein 2,5-Personenzimmer einquartieren.

In der Frühe können wir dann endlich den Bus nach Varanasi besteigen. Unser Ziel dort ist das von Ben und Kristen wärmstens empfohlene Sunview-Hotel. Davor liegen noch mindestens acht Stunden Fahrt. Diese werden aber gelegentlich aufgelockert. Zum Beispiel durch die indische Armee, die den Bus anhält und, ohne jemandem Bescheid zu geben, das Gepäck im Kofferraum durchwühlt (unseres ist zum Glück auf dem Dach, das rühren sie nicht an). Frechheit. Interessant auch die beiden totgefahrenen Affen, die einen kleinen Stau verursachen, weil alle Vorbeifahrenden Blumen oder Münzen dazu legen (Hunderte von Rupien!). Von den toten Hunden alle 50 Meter nimmt niemand Notiz.

Ihr werdet's nicht für möglich halten: Am Abend erreichen wir unser langersehntes Ziel Varanasi, die heilige Stadt der Hindus. Hier will Janni Hindi lernen und ich nicht. Am Busbahnhof kriegen wir einen ersten Vorgeschmack auf den Verkaufsterror, der uns in Indien erwartet (dagegen sind Xi'an und Thamel echt harmlos). Nichts ahnend, nehmen wir uns eine Motorrikscha und brausen los. Wir kommen ungefähr fünfzig Meter weit. Der Fahrer macht den Motor aus und dreht sich zu uns um. Leider, sagt er, könne er nicht dahin fahren, wo wir hinwollten, weil abends die Innenstadt gesperrt sei (blanke Lüge, versteht sich). Aber er wisse da ein paar nette Hotels... Nerv! Sunview! Sunview! Sunview! schreien wir im Chor. Nach einer Weile setzen wir uns wieder in Bewegung - und landen irgendwann beim Sunshiv-Hotel. Ich sehe mich gezwungen, etwas rumzumotzen. Der Fahrer tut so, als sei es ein Versehen gewesen und behauptet dann auch noch, wir hätten undeutlich gesprochen! (Merkt Euch die Handlung mal eben. Jetzt kommt ein Einschub:

Ein weitverbreiteter Irrtum ist die Vorstellung, in Indien gäbe es viele Leute, die Englisch können. Vielmehr gibt es in Indien viele Leute, die glauben, Englisch zu können. Die Aussprache der meisten Leute ist eine absolute Katastrophe. Marys war nichts dagegen. Zu allem Überfluss kaut ein Großteil der männlichen Bevölkerung ständig dieses Betel-Zeugs. Wohl eine der widerwärtigsten Sitten, die ich mir vorstellen kann. Der ganze Mund wird blutigrot gefärbt, ebenso die Straßen, auf die das Zeug literweise ausgespuckt wird. Das größte Problem ist aber wohl, dass ein betelkauender Inder, dessen Aussprache eh schon mäßig ist, überhaupt gar nicht mehr zu verstehen ist, weil's so blubbert.

Köstlich dagegen die Speisekarten in Restaurants. Zum Frühstück Comflex (Corn Flakes) und Porch (Porridge), oder lieber ein Amlate (das mit den Eiern) mit Tommotto? Als Beilage zur Hauptspeise etwas Plane Rice? Schön und vertrauenserweckend auch der Parcel Pecking Service in Delhi. Und zur Weihnachtszeit die ultimative Aufforderung: Marry Christmas! Einschubende)

Der Abend schreitet voran, während unsere Motorrikscha durch Varanasi schleicht. Unser Fahrer empfiehlt uns immer wieder einzelne Hotels am Wegesrand (die Fahrer kriegen Kommission für so was). Endlich führt er mich (Janni passt aufs Gepäck auf) durch ein paar Gäßchen zum Sunview-Hotel. Leider ist es im Moment belegt, wir sollen morgen wiederkommen. Also bringt mich der Fahrer zu einem anderen Hotel in der Nähe, wo wir uns schließlich niederlassen. Seine Trinkgeldforderungen sind astronomisch, aber schließlich werden wir ihn los. Ach halt. Vorher muss ich noch Geld tauschen. Unser Fahrer weiß da jemanden... Jaja, ich komm' ja schon mit. Wir betreten den Laden eines schleimigen Seidenhändlers. Schuhe aus, damit wir uns zu einem netten Gespräch in den mit Kissen

ausgelegten Verhandlungsraum setzen können. Er habe da Seidenstoffe erstklassiger Qualität. Heute würde ich 10% Rabatt bekommen, morgen nicht mehr. Nein, ich will nur ein paar Rupien haben. Kein Problem. Wieviel ich denn tauschen wolle. Hundert Dollar, zweihundert Dollar...? Als ich "Fünfzehn" sage, setzt er eine Weltschmerzmiene auf. Der Kurs ist nicht besonders gut, aber schließlich kann ich nach einer Viertelstunde den Laden verlassen, ohne Seide gekauft zu haben.

Tags darauf machen wir uns daran, einen wichtigen Aspekt der indischen Kultur zu erforschen: Das Essen. Ich fand ja den Delhi Palace in Göttingen immer etwas mittelmäßig und hatte keine übermäßigen Erwartungen hierher mitgebracht. Mich erwartet eine sehr angenehme Überraschung. In Varanasi haben Restaurants, die überhaupt Fleisch anbieten, echten Seltenheitswert. Auch Alkohol wird kaum ausgeschenkt. Die Speisekarten sind trotzdem völlig reichhaltig. Das Angenehmste ist, dass in den Restaurants nicht viel geraucht wird (es steht durchaus nicht überall ein Aschenbecher auf dem Tisch). Ich habe mich jedenfalls beim Essengehen noch nie so frei gefühlt. Ich krieg richtig Appetit von der frischen Luft. Und das Essen selbst ist einfach spitze. Meistens gelingt es mir auch, der Bedienung klarzumachen, dass sie es nur halb so scharf machen sollen wie für andere Leute. Noch dazu bekommt mir bisher alles gut (was wohl schon fast ungewöhnlich ist). Für Janni sind all die aufgezählten Vorzüge (außer dem letzten, der für sie aber ohnehin nicht so zutrifft) eher störend, aber ich lasse mich davon nicht beeindrucken und pfeife mir (billig ist's nämlich auch!) mehrere warme Mahlzeiten am Tag rein.

Einen weiteren Tag später gelingt uns der Umzug ins Sunview-Hotel, nachdem ich dem Manager Ashok klargemacht habe, dass wir sechs Wochen bleiben wollen. Wir kriegen ein schnuckeliges Doppelzimmer mit Blick auf den Ganges, die heiligste Dreckbrühe der Welt. Das Beste am Sunview-Hotel ist aber das Management. Ashok ist wohl der netteste Inder, dem wir bisher über den Weg gelaufen sind. Im Kontrast zu dem Trubel auf den Straßen strahlt er eine geradezu ungewohnte Ruhe aus, ist aber trotzdem ein schneller, effizienter Organisator für Zugfahrkarten, Eiscreme oder Weihnachtssterne. Dazu gibt's noch Mimmo, einen Verwandten von ihm, der auch sehr nett ist, und ein Mädchen, das aber nie spricht (keine Ahnung, ob sie Englisch kann), wohl auch eine Verwandte. Die meisten Gäste sind, ähnlich wie wir, Langzeitgäste, die gerade irgendwas lernen wollen, halt Sprachen, Musikinstrumente, Yoga und so. Auf den ersten Blick zumindest finde ich das sehr angenehm.

Kaum haben wir uns eingerichtet, besorgt uns Ashok Tickets nach Delhi. Wir müssen uns ja noch um unsere Visa für Pakistan und den Iran kümmern. Mindestens über die Beschaffung von letzterem, wie auch über das zugehörige Land, kursieren eine Menge von Horrorgeschichten. Unsere Hauptsorge ist, dass Jannis Pass nicht akzeptiert werden könnte, weil er Ende März ausläuft. Das aber würde bedeuten, dass sie einen neuen beantragen müsste, und die deutschen Botschaften zählen in solchen Dingen zu den langsameren. Acht Wochen kann das bei denen dauern, dazu womöglich drei Wochen für die Visa - ein Alptraum. Muss so gehen.

Jedenfalls besteigen wir zuversichtlich den Schlafwagen, der uns nach Delhi bringen soll. Von innen ähnelt er den chinesischen Waggons, nur dass statt der Gepäcknetze zwei weitere Betten eingebaut sind (Nachteil), dass es vier Klos pro Wagen gibt, die nicht zwischendurch verschlossen werden (großer Vorteil) und dass die Fenster vergittert sind (großer Nachteil, wenn der Zug mal in einen Fluss fällt). Außerdem wird Rauchen als unerwünscht bezeichnet - und die meisten rauchen nicht! Dadurch wird die Reise für mich recht beschaulich. Janni hat dagegen Pech. Ihr geht's ohnehin nicht allzugut, und nachts wird

ihr richtig schlecht. Dazu kommt ohrenbetäubender Lärm von den Studenten in unserem Abteil. Sie singen viel und unterhalten sich in einer Lautstärke, die sicherstellt, dass sie auch im nächsten Waggon noch verstanden werden. Überdies scheinen sie einer speziellen Züchtung zu entstammen, die gänzlich ohne Schlaf auskommt, jedenfalls verstummen sie die ganze Nacht nicht. Kalt ist es auch noch, vor allem auf dem jeweils obersten Bett, weil's da so zieht.

Nach unserer Ankunft wollen wir nur noch schnell ins Hotel. Denkste. Eine Horde von Dutzenden von Rikschafahrern redet ununterbrochen auf uns ein. Durch gezieltes Anbrüllen gelingt es mir, die Meute auf ungefähr fünf Stück zusammenzustutzen. Zum Glück finden wir dann einen recht wortkargen Motorrikschafahrer, der offenbar kapiert hat, dass es genau das ist, was wir wollen. Wir können also jetzt ohne weitere Unterbrechungen... Schön wär's. Ein Inder mit Turban springt in die Fahrer/innenkabine. Unsere Beteuerungen, dass wir uns bei dem Fahrträrm nicht mit ihm unterhalten wollen, nutzt er gemein aus und drängt den Fahrer, das Vehikel anzuhalten. Dann dreht er sich gemütlich um und sagt: "Lasst mich erklären...". Bevor ich ihm erklären kann, dass ich ihm jetzt gleich eine in die Fresse haue, beginnt er seine Geschichte. In Delhi sei gerade ein Kongress, die Hotels seien schrecklich überfüllt und auf gut Glück loszuziehen ganz zwecklos. Wir sollten daher mit ihm telefonieren gehen, dann würde er eins rausfinden, wo was frei ist. Dafür will er 5 Rupien haben. Ziemlich grantig teile ich ihm mit, dass es 8 Uhr morgens ist und dass auf dem Main Bazar 50 Hotels nebeneinander stehen, von denen wir uns ein nettes aussuchen würden, weil die man garnicht alle voll sind (viele Hotels in Indien haben nicht mal Telefon und somit auch keine langen Reservierungslisten) und dass er sich jetzt verpissen solle. Komischerweise kapiert er das und trollt sich. Unser Fahrer bringt uns dann zwar nicht in das Hotel, wo wir hinwollten, aber seine Wahl ist auch nicht teuer und ganz o.k. Janni haut sich ins Bett und ich gehe Passfotos machen.

Der Fotoladen ist ganz lustig. Die Leute verstehen gleich, dass der Blümchenvorhang im Hintergrund nicht so angemessen ist. Daher stellt sich hinter meinen Stuhl jemand, der ein weißes Tuch hochhält. Nicht hoch genug allerdings. Auf den Fotos sind nachher ein Stück von seinem Kopf und etwas Vorhang zu sehen. Wer's nicht weiß, kann's aber wohl kaum erkennen.

Die Botschaft (bzw. das Hochkommissariat) Pakistans liegt etwas abseits, etwa 20 Minuten per Motorrikscha, und ist so ziemlich das Pompöseste, was ich seit langem gesehen habe. Das ganze Botschaftsviertel besteht aber aus solchen Monumentalbauten, wie ich später feststelle. Ich bin mit unseren Pässen, den Fotos und einer Vollmacht von Janni ausgestattet. Ich lasse mir, freudig erregt angesichts der Schilder, die eine Ausstellung von Visa am nächsten Tag versprechen, zwei Formulare geben und erfahre dabei, dass wir noch Empfehlungsschreiben von unserer Botschaft brauchen. Dumm, das. Praktischerweise liegt die deutsche Botschaft nur einen Kilometer oder so entfernt. Mit gemischten Gefühlen latsche ich dahin und male mir schon aus, wie die mir eine schnelle Bearbeitung innerhalb der nächsten Wochen zusichern. Ich muss zwar recht lange warten (macht nix, es gibt eine Frankfurter Rundschau!), aber der Typ hier ist total freundlich, kein Vergleich mit den Leuten in Beijing. Nach einer weiteren Viertelstunde überreicht er mir vier hochhoffiziell aussehende Dokumente (Janni, ich, Pakistan, Iran), auf denen steht, dass die Botschaft der Bundesrepublik Deutschland die Ehre hat, mitzuteilen, dass wir da durchfahren wollen, dass die Botschaft der BRD da keine Einwände hat und dass die BdBRD diese Gelegenheit dazu nutzen möchte, ihre größte Hochachtungslaberfaselschwätz. Zum Piepen. Mittlerweile hat Pakistan geschlossen, so dass ich für heute erstmal zurück ins Hotel fahre.

Nachmittags begeben sich dann mal zur Post. Der Post Restante-Schalter ist so gut versteckt, dass ich eine ganze Stunde brauche, um ihn zu finden. Es lohnt sich aber, denn es wartet ein Brief von Riikka (ich dürfte sie vor ein paar Dutzend Seiten schon mal erwähnt haben) auf uns. Sie teilt uns mit, dass sie zu Weihnachten nicht in Varanasi sein kann, weil sie noch bis Anfang Januar in Thailand ist, dass sie uns aber später gern treffen würde und vielleicht sogar mit uns zusammen durch den Nahen Osten reisen. Mal sehen, was daraus wird, wir wollen ja schon im Februar los, und ich schätze, dass ihr das zu früh sein wird.

Von der Post aus lasse ich mich zum Tibet-House fahren (auf dem Umweg über ein Kaufhaus: der Fahrer kriegt eine Kommission, wenn er Touris dort hinführt). Da wir mittlerweile Dharamsala aus unseren Reiseplänen gestrichen haben (stattdessen redet Janni jetzt ständig vom Skifahren - weia!), dürfte das die letzte Gelegenheit sein, um meine Bücherkäufe zu vervollständigen. Wie mir berichtet worden war, soll das Tibet-House alle Bücher haben, die es über Tibet zu kaufen gibt. Der Besuch wird eine ganz herbe Enttäuschung. Das Museum und die Bibliothek sind zwar recht nett (letztere sogar sehr), der Buchladen aber ist sehr schwach. es gibt überhaupt keine Bücher auf Tibetisch (nur ein Kinderbuch) und auch die Sekundärliteraturbestückung ist lückenhaft. ich kaufe zwar so einiges, stehe aber immer noch ohne diverse Standardwerke da. Meine letzte Hoffnung ist, in Varanasi was bestellen zu können.

Janni liegt immer noch krank im Bett, so dass ich abends allein essen gehe. Das Restaurant ist spitze, aber ansonsten fehlt in Delhi diese geniale Atmosphäre. Es gibt sehr viel mehr Fleisch und Rauch. Außerdem ist es qualvoll, sich auf der Straße aufzuhalten, weil mehr Leute auf mich einreden, als ich auf einmal verkraften kann. Gelegentlich gibt es allerdings auch solche, die auf "Piss off" positiv (=gehorchend) reagieren. Der Verkehr ist mörderisch und irre aggressiv (2000 Tote pro Jahr). Einmal werde ich schmerzhaft von einer Rikscha angefahren. Der Fahrer dreht sich nicht mal um. Insgesamt ist diese Stadt wohl das Hassenswerteste, was ich je gesehen habe.¹

Des Morgens fahre ich wieder raus nach Pakistan. Ohne weitere Scherereien gebe ich die Pässe und die Anträge ab. Am folgenden Tag um 11.30 Uhr sollen wir wiederkommen. Prima. Wir können also jetzt, wo ein Ende des lästigen Delhi-Aufenthalts in Sicht scheint, beginnen, die Rückfahrt zu planen. In Delhi sollten Bahnfahrkarten nämlich ein bis zwei Tage im Voraus gebucht werden. Am Bahnhof ist es ganz zwecklos. Die Schlangen sind riesig. Also gehe ich in eins der kleinen Reisebüros, teile den Angestellten mit, dass ich weder Hasch noch Teppiche noch Kunstwerk aus Kaschmir (wo ich auch nicht hinfahren will) kaufen möchte, sondern nur zwei Tickets nach Varanasi. Die Preise sind Wahnsinn. Das erste Reisebüro will 160 Rupien Kommission (Preis der Fahrkarte: 190), ist aber irre dubios. Die Leute können nicht mal einen Fahrplan lesen. Im zweiten Reisebüro werde ich gefragt, warum ich denn nicht lieber nach Kaschmir fahren würde. Im dritten kriege ich schließlich mit einem Tag Wartezeit was. Kommission pro Ticket 285 Rupien. Dafür kriegt Janni aber einen Platz im Frauenabteil oder zumindest im oberen Bett.

Einen weiteren Tag später fahren wir zu zweit nach Pakistan. Janni hat sich vorher noch entsprechende Klamotten (schwarzes Gewand mit Schleier) gekauft. Köstlich vor allem die Passfotos mit Schleier. Unsere Visa sind natürlich keineswegs fertig, aber als wir ankommen, werden sie immerhin gleich bearbeitet. Gegen viertel nach zwölf kann's bereits zur iranischen Botschaft weitergehen, die natürlich am anderen Ende der Stadt liegt. Janni

¹ Jetzt, 13 Jahre später, klingt das sehr krass, selbst für mich. Bin wohl altersmilde geworden, und es sind auch insgesamt von der Reise mehr schöne als schlechte Erinnerungen übriggeblieben. Aber ich hab das damals so geschrieben und lass das mal so stehen.

klappt den Schleier runter und wir gehen ins Vorzimmer, wo wir erstmal durchleuchtet werden. Nachdem ich Taschenmesser, Schlüsselanhänger, Uhr sowie Hosen- und Jackenknöpfe abgelegt habe, hört's auf zu piepen und wir können die Konsularabteilung betreten. Es läuft alles recht locker ab. Die Angestellten sind es offenbar nicht gewohnt, Westlerinnen im Tschador zu sehen (da war uns ganz anderes berichtet worden). Der zuständige Herr fragt mich sogar, ob sie mal den Schleier hochmachen könne. Innerlich feixend erlaube ich es ihr. Die auszufüllenden Formulare sind harmlos, und er sichert uns auch zu, dass sie nur 2 Arbeitstage brauchen würden (Heißä!). Das wären dann 3156 Rupien, bitte. Da wir gewöhnlich nicht mit Schubkarre durch die Stadt laufen, haben wir soviel nicht mit (die größten gebräuchlichen Scheine sind 50er, und davon passen 63 Stück ganz einfach nicht in mein Portemonnaie. Außerdem sind 150 Mark für zwei Transit-Visa auch ziemlich unverschämt (zum Vergleich: Pakistan wollte nur 400 Rupien haben)).

Es gelingt mir tatsächlich, am Nachmittag noch an Geld zu kommen. So können wir uns dann des Morgens wieder zur Botschaft begeben und unsere Anträge loswerden. Die Bearbeitung soll nur zwei Arbeitstage dauern. Dazwischen liegt aber Weihnachten, also verabrede ich mich mit dem Botschaftsangehörigen für die kommende Woche. Der Rest des Tages geht für die Abholung unserer Zugtickets drauf (kein Kommentar).

Am 23. Dezember können wir dann endlich zurück nach Varanasi fahren. Um die Sitznummern zu unseren Tickets zu erfahren, muss ich mich noch eine Dreiviertelstunde am Schalter anstellen. Wir haben ein mittleres und ein unteres Bett, von Frauenabteil erst recht keine Spur. Ich hoffe, dass ich nicht noch mal in die Nähe dieses Reisebüros gerate (wäre schade um das Mobiliar). Nächstesmal lasse ich mir von Ashok das Rückfahrt-Ticket gleich mitbesorgen.

Die Gäste im Sunview können in zwei Gruppen eingeteilt werden: die Deutschen und die anderen. Die Deutschen sind die, die Weihnachten am vierundzwanzigsten feiern wollen. Die anderen (vor allem aus England stammend) schwören auf den fünfundzwanzigsten. Da bleibt nur eins: Zwei Weihnachtsfeiern. Ashok ist flexibel und bietet auch am vierundzwanzigsten schon Schokoladenkuchen an. Dazu schmückt er den Aufenthaltsflur mit allerlei Girlanden und Luftballons, einem kitschigen Jesus-Portrait (nebst Blumenkranz und Räucherstäbchen) und einem kleinen Plastikweihnachtsbaum. Wirklich prima. Die Fraktion von der Insel setzt sich durch. Am Heiligenabend beschränken wir uns daher auf ein Lagerfeuer im Garten. Ist auch mal ganz nett.

Der fünfundzwanzigste ist aber besser. Es gibt alle möglichen Leckereien und wir singen alle möglichen Weihnachtslieder. Das hat irgendwie mehr den Anstrich einer richtigen Feier. Ein großes Lob an Ashok und Mimmo (der übrigens doch Momo heißt)!

Am sechszwanzigsten mache ich mich dann mäßig freudig erneut auf den Weg nach Delhi. Ich habe sehr knapp geplant und will nur einen Tag und keine Nacht dort bleiben. Ich komme so früh am Morgen an, dass noch nichts geöffnet hat. Selbst ein Restaurant zum Frühstück zu finden, ist nicht ganz einfach. Als ich's endlich geschafft habe, esse ich betont langsam und viel, um die Zeit irgendwie rumzukriegen. Anschließend schlendere ich gemütlich zur Botschaft. Unterwegs treffe ich einen anderen Reisenden, der mir etwas gefrustet mitteilt, dass die nepalesische Botschaft seltsamerweise geschlossen sei. Als ich bei den Iranis ankomme, macht der Pförtner erstmal eine abweisende Handbewegung, die ich als "Warte!" interpretiere. Also stehe ich noch etwas draußen vor der Tür herum und treffe auf einen Tschechen, der mir erklärt, dass heute eigentlich alle Botschaften geschlossen sein müssten, weil am Vortag der indische Ex-Präsident gestorben sei (Auto"unfall". Kein Wunder). Zum Glück ignoriert die iranische Botschaft derlei tragische Ereignisse geflissentlich und ich kann nach einer weiteren Viertelstunde unsere

Pässe abholen. Leider haben wir nur eine Woche genehmigt gekriegt, obwohl wir zwei bis drei erbeten hatten. Naja, können wir wohl im Iran verlängern lassen.

Nach einigen kleineren Besorgungen (es ist allerdings einiges geschlossen), lasse ich mich im Park nieder, um in Ruhe zu lesen. Alle, die schon mal in Indien waren, werden jetzt vermutlich in lautes Hohngelächter ausbrechen. Welch absurde Idee! Alle Inder und Inderinnen wissen nämlich, dass ein Deutscher, der sich in einen Park setzt, nur darauf aus sein kann, möglichst schnell möglichst viel Geld auszugeben. Alle dreißig Sekunden (ungelogen) labert mich jemand voll. Das kann sehr zeitaufwendig sein, denn in Indien ist es offenbar gesetzlich verboten, sofort zur Sache zu kommen. Ich muss immer erst meine Lebensgeschichte darlegen, bevor ich zur Kasse gebeten werde. Meine Stimmung sinkt rapide ab und ich werde immer unfreundlicher. Ein besonders penetranter Spinner lässt sich nicht abwimmeln und beginnt gegen meinen erklärten und demonstrierten Widerstand (während der Fußmassage ziehe ich die Schuhe an (ich hatte sie vorher unter meiner Jacke versteckt, um ihren Zustand nicht den Schuhputzerhorden preiszugeben)), mir eine Massage zu verpassen. Anschließend scheint er ernsthaft empört zu sein, dass ich ihn nicht mit Hunderten von Rupien überhäufe (ein normaler Arbeitslohn liegt wohl so bei 60 Rupien = 3 DM pro Tag). Ich jage ihn lustvoll davon, anstatt mich auf Diskussionen einzulassen. Eine typische indische Geschäftsstrategie ist es, zuerst einen niedrigen Preis auszuhandeln, dann eine Winzigkeit mehr zu machen als vereinbart, und schließlich das Fünffache zu verlangen (Beispiel: Ein Schuhflicker verlangt 20 für das Flickern einer kaputten Naht. Netterweise putzt er die Schuhe auch noch -und verlangt dann 250. Der normale Preis für das Putzen beträgt etwa 2 Rupien). Eine typische Geschäftsstrategie von mir ist es, vorher Prügel anzudrohen, wenn er sowas versucht. Ich verrohe hier langsam richtig. Aber das ist die einzige Möglichkeit, hier nicht durchzudrehen. Nicht, dass ich gedenke, tatsächlich gewalttätig zu werden, aber nachdem ich mir unzählige Male den Kopf an zu niedrigen Türen eingerammt habe, genieße ich jetzt meine Körpergröße mal (die auf die meisten Inder/innen wohl recht bedrohlich wirkt).²

Schließlich gebe ich auf und flüchte in ein Restaurant, wo ich die Zeit bis zur Abfahrt überbrücke. Am nächsten Morgen bin ich wieder in Varanasi.

Für Hindus ist es erstrebenswert, in Varanasi zu sterben. Viele kommen extra dafür hierher. Des öfteren laufen Leichenzüge an uns vorbei, mit viel Getrommel und so, manchmal auch still. Ihr Ziel sind die Verbrennungs-Ghats. Ein Ghat ist so eine Art Zugang zum Ganges, wo gebadet werden kann (führt sofort zur Erlösung. Kein Wunder bei der Wasserqualität). Andere beliebte Tätigkeiten an den Ghats sind das Ausnehmen von Reisenden und eben das Verbrennen der Toten. An den Verbrennungsgghats lässt sich praktischerweise auch gleich Holz kaufen. Zu Sylvester nehmen wir das mal wieder in Anspruch, weil wir ein bisschen Holz für das Lagerfeuer im Garten haben wollen ("I would like to buy some wood." "OK. For one man?" "Äh, no, maybe...half a man."). Die Party wird sehr nett, wir haben Leckereien aller Art herangeschafft, es gibt viel Musik und alles ist sehr zwanglos, ohne Sekunden zählen oder so was. Überrascht bin ich von der Zahl der Böller, die hier so in die Luft gejagt werden. Ich hatte immer gedacht, dass das eine rein europäische Unsitte sei. Trotzdem hat die Nacht etwas ruhiges, der Fluss strahlt viel aus. Was mir an der Anlage der Stadt besonders gut gefällt, ist, dass sie sich völlig auf die eine Flussseite beschränkt. Auf dieser Seite tobt das Leben, auf der anderen ist nur Sandstrand. Das kommt daher, dass das andere Ufer niedriger liegt und leichter überschwemmt wird. Da was hinzubauen, wäre ein kurzlebiges Vergnügen.

² So richtig Prügel angedroht habe ich meiner Erinnerung nach nur einmal. Aber es mir sehr viel öfter gewünscht.

Apropos Überschwemmungen: Ich mache jetzt erstmal einen Ausflug nach Bangla Desh, während Janni in Varanasi beim Hindi-Lernen hoffentlich gut aufgehoben ist. Je öfter mich Leute fragen, was um alles in der Welt ich denn in Bangla Desh wolle, desto mehr Lust kriege ich auf diesen Ausflug. Was hat das Land bloß angestellt, dass alle es meiden? Gut, es ist arm, von Moslems bewohnt und seine Sehenswürdigkeiten sind auch nicht gerade weltberühmt. Da aber niemand auch nur jemanden kennt, der schon mal dort war, kommen meine einzigen (hoffentlich) zuverlässigen Informationen aus dem Lonely Planet-Reiseführer, den ich mit in Kathmandu zugelegt habe. Und der sagt, dass Bangla Desh sehr nett sei. Also auf geht's.

Als ich mich dann am 2. Januar tatsächlich auf den Weg mache, ist der Ausgang der Reise erstmal sehr ungewiss. Die Opposition hat nämlich Generalstreik ausgerufen, um die Regierung zu stürzen, und ich weiß gar nicht, ob öffentliche Verkehrsmittel zur Verfügung stehen. Diese Neuigkeiten habe ich aus "Times of India", einer der schlechtesten Tageszeitungen, die ich so kenne (ein bis zwei Seiten pro Tag sind dafür reserviert, auf Pakistan rumzuhacken). Aber irgendwas wird schon dran sein.

Meine Reise beginnt mitten in der Nacht, per Dreiradtaxi nach Mugalsarai, dem 12 Kilometer entfernten Bahnhof, von dem die meisten Fernzüge abfahren. Das einzige Ticket, das Ashok mir besorgen konnte, ist eins für diesen etwas unpraktischen Zug, der um 6 Uhr nochwas abfährt und um 2 Uhr in der nächsten Nacht in New Jalpaiguri ankommt. Die Fahrt wird auch todlangweilig. Ich versuche, zu schlafen, lesen und essen, soviel ich kann. Der Zug ist mit Soldaten vollgestopft, Unterhaltung ist also nicht, und sich über das Rauchen beschweren ist auch nicht. Wenigstens mit einem Lehrer aus Assam wechsele ich ein paar Worte. Das kommt mir bald darauf zugute.

Züge in Indien stehen in dem Ruf, chronisch verspätet zu sein. Ian, ein Engländer aus unserem Hotel, wollte neulich morgens verreisen. Am Bahnhof erhielt er den Rat, abends wiederzukommen, vielleicht würde er dann den Zug von gestern erwischen. Bei mir läuft das irgendwie immer anders: Die Züge, in denen ich sitze, pflegen, zu früh anzukommen. Das ist ja eigentlich 'ne feine Sache, wenn ich die Strecke kenne oder bis zum Endbahnhof durchfahre. Beides ist aber jetzt nicht der Fall, und noch dazu ist es Nacht. Vorsichtshalber stelle ich mir meinen Wecker auf halb zwei. Um halb eins werde ich unsanft wachgerüttelt, und der Lehrer aus Assam sagt mir, dass ich da bin. Weiserweise hatte ich schon vor dem Schlafengehen meine Sachen gepackt. Hastig greife ich meinen Rucksack und hechte zur Tür. Die Soldaten haben sich Mühe gegeben, meine Vorurteile zu bestätigen und selbige mit Gepäck zugebaut. Ich springe rüber zum nächsten Waggon (irgendwie fehlt hier auch noch die Bodenplatte über der Kupplung) und dann auf den Bahnsteig. Glück gehabt. Ich fühle mich wieder an den schrecklichen Tag in China erinnert, als ich kurz auf den Bahnsteig zum Kiosk ging und sich plötzlich zwei Züge zwischen mich und unseren Zug schoben. Unterführungen gab's nicht, also musste ich drunterdurch krabbeln. Brrr...

Und jetzt stehe ich mitten in der Nacht auf einem Bahnsteig in einer Stadt, die eigentlich nur aus einem Bahnhof besteht. Wie ich vielleicht noch nicht erwähnt habe, will ich noch kurz einen Abstecher nach Norden machen, bevor ich zur Grenze weiterfahre. Von New Jalpaiguri führt nämlich eine berühmte Schmalspurdampfeisenbahn (hier liebevoll Spielzeugbahn (Toy train) genannt) zweitausend Meter rauf bis in die Tee-Metropole Darjeeling. Für die neunzig Kilometer braucht sie glatte 8-10 Stunden - genug Zeit, um die tolle Aussicht zu genießen. Ein alter Traum von mir. Abfahrt soll um 7 Uhr morgens sein. Für die sechs Stunden Schlaf will ich eigentlich kein Hotelzimmer bezahlen, darum lasse ich mich erstmal zwischen Dutzenden von Einheimischen im Bahnhof nieder.

Während ich versuche, einzuschlafen, fange ich an zu denken. Wenn ich jetzt so wenig Schlaf kriege, wie ich befürchte, penne ich morgen im Zug ein und kriege von der Aussicht eh nichts mit. Schlauer wäre es doch, morgens den ersten Bus von Siliguri aus (7 km entfernt) zu nehmen und die Rückfahrt mit der Bahn zu machen (abwärts geht's bestimmt auch schneller). Also greife ich mir einen der Rikschafahrer, die schon die ganze Zeit zu mir rüberschielen. Ich erkläre ihm, dass er mich zu einem der Hotels in der Nähe der Busstation bringen soll. Er schlägt ein paar Luxusabsteigen vor, die mir aber alle zu teuer sind. Schließlich beschreibe ich mir eins, was ganz akzeptabel klingt, und ich lasse mich hinfahren. Es dauert eine ganze Weile, bis wir jemanden wachkriegen. Im Halbschlaf erklärt uns dann der Rezeptionist, dass er keine Schlafsäle habe und die Einzelzimmer alle belegt sein. Ein schickes Doppelzimmer mit Bad und Fernseher könne ich noch haben. Der Preis ist mir viel zu hoch, daher fange ich wieder an, mit dem Rikschafahrer zu reden. Ich will am Bahnhof, an der Busstation oder in einem billigen Hotel schlafen. Es dauert ein Weilchen, bis ich ihm das klargemacht habe, was einen angenehmen Nebeneffekt hat: der Rezeptionist fängt quasi ohne meine Beteiligung an, mit mir zu feilschen. Die Preisvorschläge, die er ab und zu in die Unterhaltung zwischen mir und dem Fahrer einwirft, werden langsam, aber stetig niedriger. Eigentlich hatte ich mir das Hotel schon aus dem Kopf geschlagen, aber plötzlich merke ich, dass der Preis mittlerweile bezahlbar ist. Jetzt versuche ich, den Rikschafahrer zu überzeugen, mich morgens um fünf abzuholen und zum Busbahnhof zu bringen. Zum Glück versteht er wieder nichts - und dabei zeigt sich, dass der Rezeptionist gar kein Englisch kann. Obwohl ich mich schon entschieden habe, zu bleiben, geht er weiter mit dem Preis runter. Auf der Hälfte des ersten Angebotes bleibt er schließlich stehen. Ich gebe dem Rikschafahrer für seine Begriffsstutzigkeit ein großzügiges Trinkgeld und haue mich in die Falle. Diese runtergehandelten Preise sind praktisch: Die ganze Bürokratie (krasser als in den chinesischen Hotels) entfällt und das Geld wandert direkt in eine Hosentasche. Um viertel vor fünf reißt mich der Wecker aus tiefem Schlaf (wilde Träume von einer Floßfahrt nach Darjeeling) und ich schleiche mich bald darauf nach draußen. Wie still es hier doch ist! Der Rikschafahrer ist natürlich nicht da (hatte ich auch kaum erwartet). Bald darauf kommt aber eine andere Riksha vorbei, die noch nicht sehr voll ist (nur Fahrer und ein Passagier). Das Angebot ist sehr günstig und ich springe gleich auf. Erst jetzt wird mir klar, dass das Verdeck zugeklappt ist. Oh Graus!

Vielleicht sollte ich mein Entsetzen kurz erklären. Chinesische Rikschas, die wir vor allem in Lhasa benutzt hatten, sind eigentlich passabel bequem. Es passen zwei Leute meiner Größe rein, und hinten ist noch ein Extra-Gepäckfach. Einziger Nachteil ist eine Art Stoffbaldachin, der Leuten von meiner Statur die Sicht völlig versperrt, sich aber anheben lässt. Die Sitzpolster sind meist auch nicht schlecht. In Nepal und Indien ist eine andere Bauweise vorherrschend. Es gibt kein Gepäckfach, so dass Rucksäcke irgendwo verkeilt oder auf dem Schoß getragen werden müssen. Die Sitze sind zwar meistens einigermaßen weich, aber quallvoll eng (für zwei europäische Touris oder ersatzweise eine indische Familie mit vier Kindern gerade noch unter Schmerzen zumutbar) und ohne ersichtlichen Grund schräg nach vorn geneigt, so dass ich bei jeder Bremsung (eine beliebte Art des Anhaltens ist es übrigens, einfach auf die Vorderriksha aufzufahren) fast runterrutsche. Das Verdeck ist das Gemeinste. Es ist zwar herunterklappbar, aber nur wenn die Riksha steht und man/frau beide Hände frei hat (ich habe meinen Rucksack auf dem Schoß). Gebildet wird es von einem Lattengestell, das mir im hochgeklappten Zustand bis zur Nase reicht (ich bin einfach zu groß für diesen Kontinent). Also muss ich mich völlig ducken (habe ich schon erwähnt, dass ich einen Rucksack auf dem Schoß habe?). Zum Glück machen wir irgendwo eine Pinkelpause, die mir Gelegenheit gibt, dieses Folterinstrument außer Gefecht zu setzen.

Noch bevor wir auf dem eigentlichen Busparkplatz einbiegen, hat mir schon jemand eine Fahrkarte angedreht (so im Nebenherlaufen). er hat einen Jeep mit 8 Sitzplätzen und verspricht mir, nur 11 Leute einzuladen (nachher sind's vierzehn, aber davon 3 kleine Kinder, so dass es im Vergleich zum Bus recht geräumig ist). Er nimmt den gleichen Preis wie die Busse, fährt aber noch früher los und ist schneller. Prima.

Die Strecke ist äußerst hübsch und wir kriegen einen Sonnenaufgang, einen Pfau und diverse Affen zu sehen. Zwischendurch kreuzen immer wieder die Schienen der Spielzeugbahn die Straße. Am weitaus besten gefallen mir aber die netten Hinweise, die die Regierung auf die Felsen hat pinseln lassen (dabei haben wir wirklich schon schlimmere Strecken erlebt). Ein paar Kostproben gefällig?

"Driving faster can cause disaster" und "Drink and drive you won't survive" sind ja schon ganz gut gelungen. "Keep your nerves on sharp curves". Ebenfalls nicht übel. Auch an das Verantwortungsgefühl wird appelliert: "If you sleep your family will weep" und, etwas mit Gewalt gereimt: "Your hurry may cause family worry". Ganz große Klasse schließlich: "Don't dream, otherwise you will scream". Soll wohl scream heißen. Sehr plastisch, aber beim Versmaß hapert's noch etwas.

(Wo ich gerade dabei bin, möchte ich noch einen Klassiker aus der Reihe "Fröhliche Englischstunde auf dem Subkontinent" nachreichen: In den ganzen Dschungel-Camps im Royal Chitwan Nationalpark wimmelte es vor Schildern, die "ice-cold drinks" und sowas anboten. Eine Unterkunft schoß aber unangefochten den Vogel ab mit ihrer heimeligen Einladung: "You can spend relaxing time in our freezing cold bar!")

Unser Fahrer nimmt sich die ganzen Ermahnungen jedenfalls sehr zu Herzen und fährt schön vorsichtig. Gegen neun sind wir oben. Wer Darjeeling und meinen Orientierungssinn kennt, weiß, dass diese beiden Dinge kaum kompatibel sind. Ich hatte mir aus dem Lonely Planet Indien sorgfältig eine Wegbeschreibung vom Bahnhof zu einigen Hotels abgeschrieben. Mein Fahrer setzt mich aber leider nicht am Bahnhof, sondern sonstwo ab. Ich rette mich durch Geistesgegenwart, indem ich den Häschern der teuren Hotels erkläre, dass ich noch kurz zur Post will (von da aus weiß ich den Weg), bevor ich mir irgendwelche Zimmer angucke. Sie bringen mich glatt dorthin (dabei ist die Post natürlich noch zu), und ich entkomme in ein hübsches Hotel (eine alte Villa - mit heißer Dusche!) der unteren Preiskategorie.

Die Stadt ist recht hübsch angelegt, mit viel Grünzeug (die Palmen wirken bei der grimmigen Kälte fast deplaziert) und toller Aussicht (leider ist es heute etwas neblig). Zudem sind die Straßen so eng und steil, dass es keine Rikschas und kaum Motorfahrzeuge gibt. Ich habe fast das Gefühl, dass das auch auf die Menschen abfärbt, denn obwohl die Straßen voll sind, ist es ziemlich ruhig (bis abends der Strom ausfällt und die Generatoren losrattern).

Ich habe in Darjeeling gar nichts besonderes vor, sondern bin vorallem an der Rückfahrt interessiert. Also laufe ich nach dem Frühstück einfach mal los, in Richtung auf ein kleines sikkimesisches Kloster, das auf der anderen Seite des Berges ein Stück abwärts liegt. Schade, dass das Wetter so grau ist, denn auf dem Weg dorthin bietet sich ein Ausblick auf den Kanchenjunga, den dritthöchsten Berg der Welt. Ich kann nur die Spitze sehen, denn der Rest liegt im Dunst. Schon das ist toll, und ich bleibe ein ganzes Weilchen stehen und starre in die Ferne (er liegt noch ziemlich weit weg!). Wie das bei klarem Wetter wäre, lässt sich nur erahnen (aber vermutlich würde es sich allein dafür schon lohnen, nochmal wiederzukommen). Naja, man/frau kann nicht alles haben.

Das Kloster ist klein, aber fein. Es ist zwar "nur" hundert Jahre alt, aber im Vergleich zu den ganzen Neubauten in Tibet wirkt es geradezu altherwürdig. Drinnen hängen diverse

Fotos vom Gegen-Karmapa in Sikkim. Ich erwähne (etwas provozierend, ich weiß), dass ich in Tibet beim anderen Karmapa war und das sehr beeindruckend fand, aber der junge Mönch, der mich herumführt, ist überhaupt nicht schockiert, sondern sagt nur, dass Karmapa schon etwas Besonderes sei. Gut so!

Später laufe ich in verschiedenen Richtungen durch die Stadt und schaue mich einfach um, ohne festen Zeitplan. Außer der Landschaft finde ich nichts Atemberaubendes, eher viele nette Kleinigkeiten. Hier gefällt's mir gut. Schade nur, dass die Leute ihren eigenen Tee nicht richtig zubereiten können, sondern nur sone extrem süße Milchsuppe mit Teeblatteinlage. In einem Café, wo ich mich niederlasse, gibt's noch nicht mal die. Stattdessen wird mir Kaffee angeboten - seufz! (Ich weiß, es ist ein Café, aber wir sind doch in Darjeeling!)

Abends wird es kalt. So kalt, dass ich auf mein Abendbrot verzichte (mir geht's gerade eh nicht so prima) und statt dessen früh schlafen gehe (bessergesagt mein Bett nicht mehr verlasse). Ich stelle den Wecker auf halb sieben, um wenigstens noch Zeit für ein ausgiebiges Frühstück zu haben, bevor ich um halb neun am Bahnhof aufkreuze.

Das erste, was mir am Morgen einen Strich durch die Rechnung macht, ist das Wetter. Als ich nämlich aus dem Hotel trete, stelle ich fest, dass es viel klarer ist als gestern. Das schreit natürlich nach einem kleinen Spaziergang zu der Stelle mit der tollen Aussicht - Frühstück kann warten. Es lohnt sich. Als ich dort ankomme, ist die Sicht äußerst genial, aber bald beginnt der Nebel aufzusteigen und die Berge verblassen. Also gehe ich wieder in die Stadt zurück, packe meine Sachen und mache mich auf den Weg zum Bahnhof, fest entschlossen, unterwegs noch was zu futtern. Denkste. Es hat nichts, aber auch gar nichts, offen. Ähnlich wie in Lhasa werden anscheinend auch hier erst die abreisenden Gäste verabschiedet, bevor das Leben beginnt. Immerhin gelingt es mir schließlich, an etwas Tee zu kommen.

Die Spielzeugbahn besteht aus einer kleinen Dampflok (Baujahr 1926), einem Waggon zweiter Klasse (vollgestopft mit Leuten), einem Waggon erster Klasse (2 Leute drin) und einem Waggon für Post und sonstige Fracht. Beim Einsteigen treffe ich auf die beiden anderen Touris, die sich zur Zeit in Darjeeling aufhalten. Es sind zwei Engländerinnen, die gerade als Lehrerinnen in Bhutan arbeiten. Da kommt natürlich eine interessante Unterhaltung zustande. Erschwert wird sie nur durch die ohrenbetäubend laute Pfeife der Lok, von der wir höchstens fünf Meter entfernt sind, und die jedesmal betätigt wird, wenn wir die Straße kreuzen (also sehr häufig. Und meist sehr langanhaltend).

Trotzdem genießen wir die Fahrt. Die, die die Bahn gebaut haben, waren recht erfindungsreich, was das Überwinden großer Höhenunterschiede angeht. Wir sind zienlich viel am Rangieren und im Kreis rumfahren. Klasse Fahrt. Beim Überqueren der Straße kann ich nochmal die Schilder genießen. Jetzt erst sehe ich, dass da in Wirklichkeit "Don't drink other wise you will screm" steht. Dann ist ja alles in Ordnung mit dem Versmaß... Und ein absoluter Kracher war mir gestern doch glatt entgangen: "If you want to donate blood do not do it on the road". Ein echter Denkanstoß. Reimt sich nur irgendwie gar nicht.

Auf halber Strecke müssen wir ein gutes Stündchen Pause machen, um die entgegenkommende Bahn vorbeizulassen. Trotzdem bin ich schon nachmittags um halb sechs in Siliguri. Ich habe seit mittlerweile gut 30 Stunden nichts vernünftiges mehr gegessen und habe entsprechend Schmach. Ich werfe meinen Rucksack im Hotel ab (so schnell habe ich noch nie die Formulare ausgefüllt) und stürme ins vielgepriesene Hotelrestaurant. Der Typ dort hat doch glatt die Stirn, mir zu sagen, ich solle nach sieben wiederkommen. Na ja, gehe ich halt bis dahin schnell was essen.

Wer den Lonely Planet Indien sorgsam studiert hat, wird sich vielleicht an die nette Geschichte mit dem Mangosaft erinnern. Den anderen eine kurze Zusammenfassung. Ein Reisender war an einem Bahnhof nur kurz ausgestiegen, um sich zwei Päckchen Mangosaft zu kaufen. Als er zurückkam, war der Zug natürlich weg, zusammen mit seinem Gepäck, sorgfältig an einer Sitzbank festgekettet, einschließlich Pass und Reiseschecks (was für ein Trottel!). Aber er nahm sich ein Taxi und eine Palette Mangosaft, jagte den Zug bis zur Endstation, und fand beim Stationsvorsteher alle seine Sachen vor (außer dem Schloss, das geknackt werden musste, damit sie ausgeladen werden konnten). Diese Geschichte ist natürlich nie und nimmer wahr, aber wenigstens gut erfunden. Jetzt wollt ihr sicher wissen, warum ich das erwähne. Nun, ich habe heute in der Spielzeugbahn meinen Arafat-Feudel liegenlassen. Kein Wunder, wir kamen im Dunkeln an und im Zug war kein Licht. Leider fällt mir aber erst anderthalb Stunden später auf, dass das Tuch fehlt. Ohne lange nach Mangosaft Ausschau zu halten, werfe ich mich in die nächstbeste Fahrradrikscha (die bisher mit Abstand unbequemste von allen) und hetze den Fahrer die vier Kilometer bis zur Endstation in New Jalpaiguri. Meine stille Hoffnung ist es, dass die beiden Engländerinnen meinen Feudel gefunden und am Bahnhof abgegeben haben, oder ihn noch dabei haben, während sie auf ihren verspäteten Zug nach Calcutta warten (der laut Fahrplan natürlich schon längst weg sein müsste). Als erstes frage ich mich auf dem Bahnhof durch. Dort ist er aber offenbar nicht abgegeben worden. Im Zug liegen mittlerweile eine ganze Menge schlafende Leute, aber das Tuch ist anscheinend nicht mehr da. Der Zug nach Calcutta ist auch weg. Mist. Die letzte Möglichkeit ist, dass die beiden Engländerinnen den Zug verpasst haben könnten (war ganz schön knapp für sie gewesen). Ich beginne also, die Rikschafahrer vor dem Bahnhof auszuquetschen, ob sie zwei weiße Frauen gesehen hätten. Ungefähr der fünfte begreift, was ich will, und fängt an, sich anzuhören (der denkt bestimmt, ich hab' Liebeskummer oder so). Aber niemand hat sie gesehen. Es sieht tatsächlich so aus, als wäre meine innige Beziehung zu meinem Palituch damit für immer beendet. Etwas niedergeschlagen lasse ich mich zurückfahren. Hoffentlich ist es jetzt bei jemanden, wo was damit anfangen kann.

Die Frühstücksverhinderungstaktik der indischen Eisenbahn unterscheidet sich etwas von der der tibetischen Busse. Die Züge fahren nämlich zu durchaus humanen Zeiten ab (9 Uhr in meinem Fall), aber vorher muss ich halt noch um das Ticket anstehen. Ich bin also vor acht schon am Bahnhof (mein Hotelrestaurant hatte natürlich keineswegs um 7 aufgemacht, wie mir am Vorabend versichert worden war). Ich kaufe mein Ticket und ein paar Vorräte (Mangosaft und so), frage vergeblich nochmal nach meinem Feudel, und lasse mich anschließend von einem netten Herrn in den Zug zum Grenzort Haldibari setzen (ich bin immer etwas nervös, wenn Züge gänzlich unbeschriftet sind). Und dann warte ich. Nichts passiert. Herumfragen führt nur zu Achselzucken. Mein untrüglicher Spürsinn lässt mich irgendwann aussteigen - und feststellen, dass noch gar keine Lok angehängt ist. Das kann dann ja wohl noch dauern. Gegen halb 10 lehnt sich ein Schaffner durchs Fenster herein und fragt, wo ich hinwolle (glaubt mir ja doch niemand, dass ich nicht nach Darjeeling unterwegs bin). Haldibari, sage ich. Da sitzen Sie im falschen Zug, kriege ich zu hören. Der nach Haldibari ist schon weg. Um 14.00 Uhr kommt der nächste. Da ist doch tatsächlich ein Teil des Zuges ohne die hinteren Waggons abgefahren. Ich stoße -auf deutsch, versteht sich (obwohl ja doch niemand Englisch kann)- einen Haufen wilder Flüche aus und stapfe genervt Richtung Wartehalle. Wenn ich erst um zwei hier weg komme, komme ich sicherlich heute nicht mehr über die Grenze. Welch Elend.³

3 Hier zeigt sich, wie unbeherrscht wir Westler sind – die anderen Leute, die in den Waggons saßen, die nicht mitgefahren sind, steigen seelenruhig aus und warten auf den nächsten Zug.

In meine Grübeleien hinein labert mich ein Rikschafahrer an. "Bus Darjeeling?", fragt er mich. "Grumbl, schimpf, will nich nach Darjeeling, will nach Haldibari, murr." "Bus Haldibari?" "Du sollst mich in Ru..." Moment mal. Bus nach Haldibari. Sollte der Typ kapiert haben, was ich will? Er sagt: "10 o'clock Bus!" Es ist fünf nach halb 10. Ich zerre ihn am Arm zu seiner Rikscha und sage ihm, er soll sich beeilen. Wieder fange ich an zu grübeln. Wenn der Bus, sagen wir mal, 3 Stunden braucht, dann könnte ich... Der fleißig strampelnde Fahrer, der mittlerweile etwas an Schwung verliert, fängt an, sich mit mir zu unterhalten. "Wollen Sie von Darjeeling aus nach Gangtok weiterfahren?" Das war ja klar. Er hat nix verstanden. Mit der zeitlosen Eleganz simpler Sätze wie: "Darjeeling NO! Bus-to-Hal-di-ba-ri!!!", beginne ich offenbar, beim Fahrer, einen Denkprozeß auszulösen. Er guckt nämlich immer unsicherer und wird immer langsamer. "Darjeeling no?" fragt er vorsichtig. Mein Gesichtsausdruck lässt sich offenbar nicht missverstehen, denn er beginnt jetzt, sich bei den Leuten auf der Straße umzuhorchen, ob es einen Bus nach Haldibari gibt. Erstaunlicherweise scheint es wirklich einen zu geben.

Als wir an der Bushaltestelle sind, zahle ich nicht, bevor ich mich nicht sorgfältig versichert habe, dass das wirklich stimmt. Tut's! Und schon um 10.30 soll ein Bus kommen. Mittlerweile hat sich eine Reihe von Leuten um mich geschart, die mir helfen wollen (seltsamerweise, ohne mir dabei was zu verkaufen). Es kommt noch besser: Der Bus fährt pünktlich und der Schaffner (der kein Englisch kann), lässt mich nicht bezahlen! Ich kann's kaum fassen! Ob derlei Sitten aus Bangla Desh hier hereinschwappen? Das würden ja goldene Zeiten werden. Wir werden noch ein halbes Stündchen von einer Demonstration festgesetzt (interessant: es sind auch Frauen dabei, wenn auch von den Männern getrennt. Das ist jetzt wohl schon das dritte Mal, dass ich sehe, wie sich Frauen in Indien öffentlich betätigen (die anderen beiden hatten in Läden gearbeitet). Zwischendurch habe ich manchmal das Gefühl, in Indien gibt es gar keine Frauen).

Trotzdem erreichen wir gegen halb zwei das Städtchen Haldibari. Ich vertraue mich sogleich einem Rikschafahrer an (ich muss irre sein!) und lasse mich durch die Grenzformalitäten bugsieren. Erst einmal tausche ich 300 indische Rupien gegen 375 Bangla Desh-ische (?) Takas ein, wobei mich der offizielle Wechsler darauf aufmerksam macht, dass es illegal ist, Takas nach Bangla Desh einzuführen (Nein nein, würde ich nie wagen!). Zweite Station ist die indische Einwanderungsbehörde. Das geht recht flott. Und dann der indische Zoll. Das geht überhaupt nicht flott. Nachdem ich meine Devisen deklariert habe (außer einer), fragt er mich, was ich noch so dabei hätte. Ich fange an, aufzuzählen. Klamotten, Nahrung, Bücher... Er wird hellhörig. "Was für Bücher?" Fieberhaft krame ich in meinem Gehirn nach. Könnte irgendwas Subversives dabei sein? Vielleicht der Vietnam-Roman? Meine Güte, welche Position hatte Indien bloß im Vietnam-Krieg? "Einen Bangla Desh-Reiseführer", beginne ich langsam, "und zwei Romane." "Was für Romane?" "Einen von Isaac Asimov und einen vietnamesischen Autoren, über den Kr..." "Isaac Asimov? Könnten Sie mir das bitte mal zeigen?" Ich gebe ihm den Schinken. Stimmt wohl, dass die Lucky Starr-Romane nicht gerade Asimovs Meisterwerke sind, aber sie sind doch völlig harmlos! Hat Asimov sich womöglich mal negativ über Indien geäußert?

Er blättert nachdenklich in dem zerfletteten Taschenbuch herum. "Haben Sie das gelesen?" fragt er mich. "Nur den Anfang bisher." Jetzt endlich rückt er mit seinem Problem heraus. Er erklärt mir, dass er auch gerne Science Fiction liest: Verne, Wells, Sagan und eben Asimov, aber Schwierigkeiten hat, an so was ranzukommen. Schade, dass ich's noch nicht ausgelesen hätte, er hätte es mir sonst abkaufen wollen. Erleichterung macht sich breit. Während er die restlichen Formalitäten abhakt, unterhält er sich weiter mit mir - obwohl ich kaum mitmache.

Weiter geht's mit der Rikscha, diesmal auf einem holprigen Feldweg entlang. Schließlich kommen wir an einer Strohhütte an, neben der ein Schild mit der Aufschrift "India says: Come again!" steht. Hier beginnt also Bangla Desh. Ich zahle, denn den Rest muss ich zu Fuß gehen (angeblich 4 Kilometer), und betrete die Hütte. Die drei anwesenden Grenzer schütteln mir erstmal ausgiebig die Hände. Der diensthabende Beamte (wenn's hier sowas gibt) schaut sich meinen Pass an. Das Bangla Desh-Visum interessiert ihn keineswegs mehr als die Durchreisestempel von Polen und Weißrußland. Ich glaube, er hat eher Spaß am Blättern. Dann entdeckt er die Vorderseite meines Euro-Passes. "Ah, Government of Europe!" sagt er. Ich stimme zu, und erkläre ihm (nicht zum ersten Mal), dass ich Deutscher bin. Das bringt ihn auf den Gedanken. Bedächtig schlägt er Seite eins auf. Das ist die, wo in 10 Sprachen "Europäische Gemeinschaft", "Bundesrepublik Deutschland" und "Reisepass" steht. Der Grenzer scheint beeindruckt von dem langen Text (meine Hinweise auf verschiedene Sprachen kommen nicht recht an). Gelegentlich gibt er ein verständnisvolles "Ah, Comunidad!", oder ein "Oh, Tyskland!" von sich. Schließlich kann ich ihn davon überzeugen, dass ich aus Deutschland bin. "Yes, Germany!" ruft er fröhlich lächelnd aus und trägt sorgfältig GARBAINI in sein großes Buch ein. Daneben schreibt er KIRISCHAN (meine Religion, ihr wißt schon) und ein paar andere Sachen, und ich kann gehen (na ja, Hände schütteln muss ich noch). Ich bin in Bangla Desh! (Aus dem Buch konnte ich übrigens entnehmen, dass als letztes vor zwei Tagen wer diesen Grenzübergang benutzt hatte. Insgesamt bin ich der sechste in diesem Jahr (5.1.))

Der Weg zum nächsten Bahnhof führt schnurgerade durch die Landschaft. Um es gleich vorwegzusagen: Er ist mitnichten vier Kilometer lang, sondern mindestens sieben. Ich habe einen Rucksack auf und es ist sehr sonnig, sodass ich ziemlich ins Schwitzen komme (ich sollte wohl mal was für meine Kondition tun). So ziemlich die ganze Zeit laufen Leute neben mir her, von denen einige Englisch können. Ansonsten ist es, abgesehen von den Hallo-rufenden Kindern sehr ruhig. Palmen und Strohhütten befriedigen alle meine Tropenklischees. Und: es ist flach. Sehr flach sogar. Dagegen ist Norddeutschland sozusagen ein Gebirgszug. So ziemlich jedes Fleckchen Boden wird irgendwie landwirtschaftlich genutzt. Interessant finde ich, dass es hier für den Reisanbau anscheinend gar nicht auf die Jahreszeiten ankommt. Ich sehe Leute pflügen, Setzlinge ins Wasser setzen und ernten (und Reis in verschiedenen Stadien des Wachstums), alles friedlich nebeneinander. Sehr schöner Spaziergang, nur mit Gepäck etwas zu lang. Endlich, endlich komme ich in Chilahati an, dem ersten Ort. Ich lasse mich erstmal am Bahnhof nieder und erfahre von der mich anstarrenden Menschenmenge, dass am Abend vermutlich noch ein Zug bis nach Syedpur fahren wird. Das liegt auf meiner Strecke. Klingt ja ganz gut. Wie ich da so ein Weilchen rumsitze, kommt ein Typ mit Lederjacke. Er ist hier der Zöllner, und ich soll mit ihm mitkommen. Mach ich glatt, es sind eh noch drei Stunden bis zur Ankunft des Zuges. Der Typ schließt das Zollamt auf (wird offenbar selten genutzt) und labert mich dann ein Weilchen voll. Ich muss penibel jede Währung deklarieren und die ganze Kohle auch auf den Tisch legen. Schließlich fragt er, ob ich schon irgendwelche Takas habe. Es passiert ziemlich genau das, was ich befürchtet hatte. Als ich verneine (darf ich ja nicht haben), bietet er mir an, Rupien zu wechseln, zum Kurs 1 zu 1. Mist. Ich kann schlecht nein sagen und wechsele möglichst wenig, gerade genug für die Tickets. Ein Kumpel von ihm wird auch gleich losgeschickt, um ein Ticket zu holen.

Die Einwanderungsbehörde ist recht flink. Fünf Leute stehen um mich rum und starren mich und meinen Pass an. Etwas blöd ist, dass der Name meines Vaters nicht im Pass vermerkt ist, denn der wird hier überall erfragt.

Als der Mumpitz erledigt ist, nimmt mich der Zöllner mit zum Teetrinken und was Essen. Sehr leckerer Kleinkram, und bezahlen brauche ich auch nicht. Die 75 Taka, die der Typ beim Wechseln eingesackt hat (ich hatte nochmal 300 Rupien getauscht) reichen offensichtlich völlig aus, um sehr zuvorkommend behandelt zu werden.

Später sitze ich in einem Teehäuschen und warte auf den Zug. Planmäßige Ankunft ist um halb acht, Abfahrt zwanzig nach. Kann natürlich keine Rede von sein. Es wird jetzt überraschend kalt und ich kriege wieder Durchfall. Das Klo ist nicht zu finden, aber zum Glück ist es dunkel und ich kann mich aufs Feld hocken. Wäre das bei Tageslicht passiert, hätten mit Sicherheit 100 Leute um mich rumgestanden. Das Konzept Privatsphäre ist in diesem dichtbesiedelten Land ganz unbekannt (Während ich das hier schreibe, in einem Hotelzimmer, sitzt die ganze Zeit ein Typ neben mir und guckt zu. Ich verscheuche ihn erst, wenn ich aufs Klo muss, will ja nicht unhöflich sein).

Gegen elf kommt endlich der Zug. Der Typ, der das Ticket holen wollte, ist nicht mehr aufgetaucht. Ist mir egal, ich steige jetzt trotzdem ein. Im Zug ist es düster, die Sitze sind geräumig und ich kann etwas schlafen. Zwischendurch verkauft mir der Schaffner problemlos eine Fahrkarte (70 Pfennig). Um halb drei bin ich in Syedpur. In der Bahnhofshalle sind mengenweise Strohmatten zum draufschlafen ausgelegt. Prima Idee (und der Bahnhofchef kassiert am Morgen auch nur 20 Pfennig dafür).

So um sechs wache ich auf und taste nach meiner Brille. Nicht zu finden. Aber wer klaut schon eine Brille?! Als ich mich aufrichte, um nochmal alles abzusuchen, steht plötzlich ein älterer Mann vor mir und hält sie mir hin, ohne ein Wort. Sie ist extrem staubig. Frage mich jetzt noch, was die über Nacht damit gemacht haben.

Der Intercity nach Khulna ist pünktlich, billig und bequem. Des späteren Nachmittags komme ich an. Schon im dritten Anlauf findet der Rikschafahrer das Hotel, was ich mir ausgesucht hatte. Dort treffe ich auf drei Deutsche (die ersten Langnasen seit ungefähr zwei Tagen). Wir gehen zusammen in ein chinesisches Restaurant. Im Klartext heißt das: Ein Restaurant mit einer englischen Speisekarte, pseudochinesischen Gerichten und Kellnern, die kein Wort englisch oder chinesisches können. Ich bestelle Gemüse und kriege Fisch. Den nicht bezahlen zu müssen, ist ein ziemlicher Aufwand, aber schließlich kriege ich's hin. In dieser Nacht kann ich endlich mal ausschlafen.

Des Morgens beginne ich mich zu fragen, ob ich mich hier noch einen Tag lang ausruhen soll oder gleich nach Bagerhat weiterfahre. Meine Entscheidung fällt blitzartig für Bagerhat, als ich eine Spinne an meiner Wand sehe. Meine Güte, ich dachte immer, dass es für diese achtbeinigen Mörderbestien irgendeine natürliche Größenbegrenzung gäbe! Acht Beine, so dick wie mein Unterarm, ein Körper, der das Licht der Sonne verdeckt, und Hunderte von Augen, aus denen eine brutale Angriffslust glänzt. Nichts wie weg hier! Leider sind meine Sachen noch ziemlich über das Zimmer verteilt. Am schlimmsten ist, dass sich das Monstrum jetzt auch noch auf die Zeitung setzt, in die ich mein Tintenfaß einzuwickeln pflege (der Schreibtisch ächzt unter dem Gewicht ihres mächtigen Körpers). Schließlich nehme ich mich zusammen. Fest entschlossen, in jedem Augenblick dem Tod entgegensiehend, nähere ich mich dem Tisch, in der Hand ein Fahrradschloß. Mit diesem stoße ich das Papier an. Das schlägt die Bestie in die Flucht! Sieg!! Dreißig Sekunden später stehe ich mit all meinen Habseligkeiten auf der Straße.

Bevor ich meinen Ausflug nach Bagerhat beginne, will ich noch zur Bank. Ich habe gehört, dass hier die meisten Banken keine Reiseschecks einlösen, daher steuere ich gleich die für gewöhnlich recht zuverlässige Grindlay's Bank an. Als etwas hinderlich erweist sich, dass diese nicht existiert (zumindest nicht an der Stelle, die im Reiseführer steht).

Gegenüber ist eine National Bank. Dort drinnen erlebe ich Bangla Desh, wie es leibt und lebt. Ich lasse mich auf einem Sessel nieder, erkläre mein Anliegen, und kriege erstmal eine Tasse Tee auf den Tisch gestellt. Die Angestellten treiben Smalltalk mit mir und das Geschäftliche wird nebenbei erledigt. Für Leute, die es eilig haben, ist Bangla Desh echt nicht das richtige Land. Mir macht es Spaß, weil ich ja nichts Wichtiges vorhabe.⁴

Um nach Bagerhat zu kommen, muss ich einen Fluss überqueren. Ich freue mich darauf, denn das soll ja so das Typische am Reisen hier sein. Bangla Desh besteht halt hauptsächlich aus Flüssen. Die Anlegestellen sind fast Dörfer für sich. Menschenmassen wälzen sich auf Dutzende von kleinen Booten, während die Busse auf größeren Fähren Platz finden. Ich nehme einen von diesen Dümpelkähnen, die ein einziger Ruderer mit erstaunlicher Geschwindigkeit über den Fluss bewegt (immerhin sind an die fünfzehn Leute an Bord). Echt urig. Auf der anderen Seite wartet schon so ein Haufen Schrott auf Rädern (wird hier etwas schönfärberisch "Bus" genannt). Mein Rucksack und ich kriegen zusammen einen Sitzplatz, was mich völlig bewegungsunfähig macht. Aber die Fahrt dauert auch nur eine Stunde oder so.

In Bagerhat befindet sich laut Reiseführer eins der besten Billighotels des Landes. Da muss ich natürlich hin. Ich berappe zwar schließlich fast zwei Mark fünfzig, weil nur noch ein Doppelzimmer frei ist, aber das ist dafür tatsächlich recht nett. Nachteilig wirkt sich nur aus, dass sich die Fensterläden von innen nicht verschließen lassen. Dadurch kommen des öfteren Leute an, machen sie von außen auf und werfen mal einen Blick auf mich. Dazu kommt noch der bereits erwähnte Typ, der plötzlich an die Tür klopft. Als ich öffne, kommt er gleich herein und setzt sich an den Tisch. Ich schreibe einfach weiter an diesem Bericht, aber das stört ihn gar nicht. Er bleibt etwa eine Stunde.

Größte Attraktion von Bagerhat ist die sechs Kilometer außerhalb liegende Sat Gombat-Moschee. Die ist nämlich über 500 Jahre alt, und das ist für Bangla Desh sehr, sehr viel. Bekanntlich ist Bangla Desh ja sehr flach, und das hat zwei Auswirkungen. Erstens gibt es keine Steine zum Bauen. Gebäude sind also aus Holz oder Stroh oder, wie die Moschee, aus Ziegeln. Zweitens wird das Land regelmäßig überflutet, wobei die unstablen Bauten in den Golf von Bengalen gespült werden. Also auf zur Moschee, bevor die auch noch wegschwimmt.

Die Straße dorthin ist sehr gut und fast frei von Bussen und Lastwagen (PKWs habe ich in den letzten beiden Tagen noch keine gesehen), was für Rikschafahrten von großer Bedeutung ist. Da passiert etwas Bemerkenswertes. Eine andere Rikscha holt uns ein und wir fahren ein Weilchen nebeneinander her (in Varanasi würde der Versuch, mit zwei Rikschas nebeneinanderherzufahren, Hunderte von Menschenleben kosten). Ich werfe einen Blick zu der Insassin des anderen Gefährts rüber, und da! Sie spricht mich an! Eine Frau! Spricht mich an! Das ist mir wohl seit Tibet nicht mehr passiert. Ich bin richtig perplex. In Indien ist es undenkbar, dass eine Frau auf der Straße einen Ausländer anspricht.

Wir unterhalten uns noch ein Weilchen, bis ich an der Moschee anhalte. Sie hält auch an und fragt mich, ob sie mich ein Stückchen begleiten dürfte. Na klar. In das Gebäude darf sie nicht (ist nicht erlaubt), aber ich werfe auch nur einen kurzen Blick hinein. Es ist ein trutziges, düsteres Gemäuer, das aber zwischen all den Strohhütten ganz imposant wirkt.

Als ich wieder rauskomme, fragt mich meine Begleiterin (Sibani heißt sie), was mein Lieblingessen sei. Ich zähle ein paar Sachen auf, darunter etwas Obst (Bananen und Kokosnüsse und so). Da lädt sie mich zu ihrem Haus ein, wo es viele Kokosnüsse gebe (nebenbei versichert sie mir, dass sie verheiratet ist). Warum nicht? Ich komme mit. Vorher

⁴ Meiner Erinnerung nach waren neun Männer am Umtausch meines Reiseschecks beteiligt, die im Halbkreis um mich herumsaßen.

aber treffen wir noch eine Familie von Bekannten von ihr, die uns fotografieren und zu Tee und Kuchen einladen (erst der zweite Tee heute!). Nette Leute.

Den Rest der Strecke zu Sibanis Haus legen wir in getrennten Rikschas zurück, weil sie sich wohl nicht mit einem fremden Mann zusammen in eine setzen darf. Sie wohnt auf einem Hof mit fünf anderen Leuten zusammen (Familienmitglieder im weiteren Sinne). Das Grundstück ist einfach super. Hier wird wirklich jedes Stück Boden irgendwie genutzt. Einer der beiden Rikschafahrer wird zum Kokosnuss holen auf eine Palme geschickt. Er wirft gleich sieben Stück runter. Kokosnüsse sind übrigens keineswegs braun, sondern vielmehr grün. Da braune, haarige Ding, was es bei uns so gibt, ist nur der Kern. Mit einem großen Messer hackt Sibani eine Nuß auf (ähnelt etwas dem Köpfen eines Frühstückseis) und überreicht sie mir dann zum Trinken. Sie ist randvoll mit Milch (Wasser, wie hier gesagt wird). Als ich sie leergetrunken habe, hackt der (inzwischen abgestiegene) Fahrer sie entzwei und wir essen das Innere, das noch sehr weich und überhaupt nicht faserig ist. Ich bin davon halbwegs voll, während Sibani und vor allem der Rikschafahrer eine Nuss nach der anderen vertilgen. Ich kann das Angebot, doch fünf von diesen Riesendingern mit ins Hotel zu nehmen, gerade so ablehnen. Dafür sind jetzt die anderen Früchte des Hofes dran (ich habe keine Ahnung, was das so alles war), und eine Tasse Milch von der einzigen Kuh, die sie haben. Ich bin mittlerweile pappsatt, aber Sibani lässt nicht mit sich diskutieren.

Nach geraumer Zeit verabschiede ich mir. Ich kann sie nur deshalb davon abhalten, auch noch für die Rikscha zu bezahlen, weil sie kein Kleingeld mehr hat (bei dieser Gelegenheit erfahre ich aber durch einen Seitenblick in ihre Geldbörse, dass sie für hiesige Verhältnisse ziemlich begütert sein muss).

Nach einer weiteren Moschee und einem Spaziergang durch die Landschaft komme ich wieder ins Hotel. Ich esse noch etwas und gehe dann ins Bett. Bin ziemlich müde. Um halb elf öffnet sich mein Fensterladen und der Typ labert mich voll (der von heute morgen). Langsam müßte er doch begreifen, dass ich kein Bengalisch kann. Ich sage ihm überaus deutlich (in weltweit verständlicher Weise), dass er sich verpissen soll. Stört ihn kein bisschen. Irgendwann macht er das Fenster zu, fängt aber an, stundenlang an meine Tür zu klopfen. Jetzt reicht's. Ich stehe auf, gehe zur Tür (nur in Unterhose), reiße sie auf und brülle dem Kerl meine Meinung ins Ges... Er macht das Licht an, geht an mir vorbei, wirft einen Blick in mein Badezimmer, kommt zurück und fragt "Rice?" Ob ich beim Schlafen gerne Reis esse, mache ich ihm klar, indem ich ihn aus der Tür schiebe. Und wieder ab in die Heia.

Ich darf eine ganze Stunde lang schlafen (sofern das bei dem lauten Gesang auf dem Hof möglich ist), dann geht's wieder los. Der Typ macht einfach das Licht an (Schalter ist bekloppterweise außen angebracht) und labert mich wieder durchs Fenster an. Ich scheine meinen Geräuschpegel gegenüber dem letzten Mal noch zu steigern, denn er macht jetzt eine eingeschüchterte Miene und haut schon nach zwei Minuten ab.

Um halb sechs wird wieder eine Weile an meine Tür geklopft, aber meine Fensterläden bleiben seltsamerweise zu. Zwei Stunden später (war ne sehr erholsame Nacht) raffe ich meine Sachen zusammen und beeile mich, hier wegzukommen. Mein Peiniger steht natürlich draußen rum und will Bakschisch (vermutlich, weil er mir so nett Gesellschaft geleistet hat). Ich wollte sowieso an den Lonely-Planet-Verlag schreiben, da kann ich das Suktara-Hotel ja noch mal lobend erwähnen. "You could do worse than spend a few days here", war da zu lesen gewesen. Sicherlich kann ich mir schlimmere Orte vorstellen, um meinen Urlaub zu verbringen - im Bahnhof von Calcutta, in einem von den zahlreichen Tümpeln hier oder im Kühlschrank.

Die Fahrt in die Hafenstadt Mongla ist kürzer, als ich dachte. Schon vor Mittag habe ich mich dort niedergelassen und kann den Tag planen. Mongla ist eine seltsame Stadt. Sie ist nämlich sehr klein, was gar nicht so recht zu dem riesigen Hafen passen will. Bis zum Golf von Bengalen sind es noch achtzig Kilometer, aber der Fluss, der dort hinführt, ist Hunderte von Metern breit. So ziemlich bis zum Horizont stehen die imposanten Ozeanfrachter, die ihre Ladung auf winzigen Kähnen ans Ufer bringen lassen. Es riecht nach Meer, und ein paar Möwen sind auch zu sehen. Nach all den Bergen bin ich das gar nicht mehr gewöhnt. Auf Empfehlung der drei Deutschen miete ich ein Boot samt Besatzung (zwei etwa zehnjährige Jungen) und lasse mich auf die andere Flussseite und dort ein bisschen hin und herfahren. Es gibt da nämlich zwei Forststationen, die für den großen Sundarbans-Nationalpark zuständig sind, der sich von hier zum Golf erstreckt. Die Leute, die da arbeiten, sollen sehr nett sein. Ich kann das leider nicht weiter beurteilen, denn der einzige Typ dort, der etwas Englisch kann, hat während des ganzen Gesprächs seine Zahnbürste und eine Menge Schaum im Mund (schlimmer als Betel). Also laufe ich mit den beiden Jungs einfach ein bisschen durch die Gegend und genieße Flora und Fauna. So richtig tief in den Wald traut sich hier aber niemand, weil die Tiger offenbar etwas anders drauf sind als die in Nepal. Neben den auch in den Sundarbans häufigen Hirschen essen sie besonders gern die Honigsammler (leichte Beute, weil die immer auf die Bäume raufgucken).

Als eine Gruppe einheimischer Touris anrauscht und ihr Radio aufdreht, ist es Zeit für die Rückfahrt. Nette Gegend, und das Hotel ist auch prima (na ja, noch ist es nicht Nacht).